



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 4.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Schneefeld.

Von Hans Friedrich Blund.

Ich schreite im verwunschnen Winterlicht,
Der Schnee trägt gläsern seinen Widerschein
Die Lider unter weißer Stirn gesenkt
Nagt vorn des Bergs gestorbenes Gesicht.

Mein Fuß knirscht leise, die Spuren knistern nach,
Als brennten sie von meinen raschen Schritten
Zumitt des bleichen Schnees. Der Lannicht träumt:
Und atmet halb, ein Vogel schreckt sich wach

Und flieht ins dämmerweiße Unterholz.
Ich aber spür den Harnisch meines Lebens,
Spür Blut und Leib, der im erstorbenen Feld
Ein Wunder schreitet, wie in grimmigem Stolz.

Der Wollingster See.

Von L. Behrens (Weverstedt).

(Nachdruck verboten.)

Ein beliebter Ausflugsort für Wandervögel und Freunde der Natur ist der östlich von Wollingst, in der Mitte des Dreiecks Osterndorf, Wollingst, Appeln gelegene Wollingster See, der fälschlicherweise von Einwohnern der in der Nähe gelegenen Ortschaften mit dem Namen „Silber-See“ bezeichnet wird. Diese amtliche Bezeichnung führt der bei Wehdel belegene See. Daß der Wollingster See vielfach im Volksmunde auch diese Bezeichnung führt, hängt mit dem hell-sandigen und felsigen Untergrunde zusammen, der in dem Umfange des Sees in einer Breite von 5 bis zu 20 Metern ziemlich flach ist und das Wasser silberfarben und kristallklar erscheinen läßt. Das ist um so auffällender, als der See an der südlichen und östlichen Peripherie von tiefgründigem Moor eingefast wird. Der See hat keinen Zufluß. Es ist ein kleiner, noch nicht einmal grabenartiger Abfluß vorhanden, der seinerzeit bei der Entwässerung des Appeler und Osterndorfer Moores mit geschaffen worden ist. Dadurch ist der Wasserspiegel des Sees circa $\frac{1}{2}$ Meter gesunken. Der jetzt freiliegende Rand, der vielfach als Spazierweg benutzt wird, war vor dem Vorhandensein des kleinen Abflusses von Wasser bedeckt. Von einem Fischreichtum kann keine Rede sein. Kleinere Fische sieht man oft in Scharen. Bei günstigem hoben Wasserstande ziehen sie die Entwässerungsgräben entlang, nach besseren Nahrungsquellen suchend. In stehenden Gewässern, die also keinen Zufluß haben, kann der Fisch nicht leben, er muß Hungers sterben. Vor Jahren ist von dem Landwirt Wehde, wohnhaft im benachbarten Saal-Moor, ein verhältnismäßig großer Hecht gefangen worden, dem der ganze See konzentrisch als Jagdgebiet zur Verfügung stand. Seitdem ist kein Hecht wieder gesehen, noch gefangen worden. Am häufigsten kommen im See Barsche und Weißfische oder Cyprinoiden vor. Der See ist ebenfalls selten bliden.

Interessante Beobachtungen am See bietet dagegen die Pflanzen- und Vogelwelt. An der Nordseite des Sees wächst in Mengen der buschartige Gagelstrauch, der in unserer Heimat allgemein die Bezeichnung „Post“ führt (Gagel ist der holländische Name). Der „Post“ tritt hier gesellig auf. Ein warmer geht über den See, wenn seine hellen Räschen leuchten.

Der „Post“ ist ein Moorstrauch. Wo er zahlreicher als hier vorkommt, bricht er dem Moor sein Gepräge auf. Wir sind bei Wehde fruchtbare anmoorige Wiesen bekannt, die von den

Dorfbewohnern „Post“ genannt werden, obgleich von dem Post keine Spur mehr vorhanden ist. Das Moor, auf dem der Post einst in großen Mengen geblüht hat, ist abgetorft, während der abgetorfte Grund später in Wiesenkultur genommen ist; aber das Charakteristikum des Moores ist in der Benennung „Post“ erhalten geblieben. Wo der Post wächst, ist der Moorboden fest, so daß man ihn ohne Gefahr betreten kann. Wenn ein Moor entwässert wird, wie es beim Appeler- und Osterndorfer Moor der Fall ist, so besiedelt der Strauch im Bunde mit dem Bahntgras zunächst die Ufer, da hier der Boden zuerst austrocknet und fester wird. Dem Wilde bieten die kleinen Postbüschel eine vorzügliche Deckung.

Außerdem umsäumt eine insektenfressende Pflanze, der Sonnentau, den See. Er tritt an einzelnen Stellen in einem solchen Umfange auf, daß seine in Rosettenform angeordneten Blätter wie ein roter Blässhieppich den Boden bedecken.

Im nahen Moor erfreut im Sommer das Wollgras unser Auge. Ueberall sieht man auf dem feuchten, abgetorften Untergrunde in dichten Ständen die vielen Wollbüschel, ein weit ausgebreitetes weißes Leinen darstellend.

Der Wurmfarn, dem wie allen Schattengewächsen eine zu starke Beleuchtung eben genau so nachteilig ist, wie den Sonnenpflanzen das Fehlen der direkten Sonnenstrahlen, sucht Schutz bei dem buschigen Gagelstrauch. Außer den genannten Pflanzen, die am See oder in dessen Nähe wachsen, nenne ich noch das goldene Frauenhaar, das Torfmoos, das Heidekraut und das gelb blühende Frühlings-Fingerkraut.

Würde man von der interessanten Moorflora auf die Moorfaua schließen, so würde man hier in der Betrachtung der Vogelwelt sehr fehl gehen. Außer einigen Schnepfenarten, Rebhühnern, Vorkühnern, die hier wiederholt geschossen worden sind, sieht man um so häufiger den Ruckst, der im hastigen Fluge die vereinzelt stehende Birke aufsucht.

Im Nordosten, nicht weit vom See entfernt, liegt ein 20 Morgen großes aus Eichen, Spitztannen und Föhren bestehendes Gehölz, die Löh genannt. Es war vor dem Kriege für die Pächter der Wollingster Jagd eine Freude, wenn die Treibjagd begann. Die Löh verfügte über einen guten, gefunden Wildbestand. So wurden auf einer Treibjagd hier 19 Rehe gesehen, von denen 5 erlegt wurden. Leider ist inzwischen der Bestand bedenklich zurückgegangen.

Ueber die Entstehung dieses mitten in der Heide und im Moor belegenen Sees ist folgendes zu sagen: An der nördlichen Seite des Sees liegt ein 23 Meter hoher Berg, der aus dem See herausgehoben zu sein scheint. Würde er zurückgeschlagen werden können, so würde er auf das genaueste das Becken des Sees ausfüllen; denn die Längen-, Breiten- und Höhenabmessungen stimmen genau mit denen des Sees überein. Nach der heute noch im Munde der Wollingster zirkulierenden Sage hat hier vor Jahrtausenden, als die Gegend noch völlig menschenleer und von dem Dorfe Wollingst noch keine Rede war, ein starkes örtlich beschränktes Erdbeben stattgefunden, dem der See seine Entstehung und der Berg seine „Erhebung“ verdankt. Daß hier gewaltige Naturkräfte ihr Spiel getrieben haben, ist unbestreitbare Tatsache, wenn es auch gerade, wie die Sage erzählt, kein Erdbeben zu sein braucht.

Der See kann kein Produkt einer lokalen Erdsenkung sein, weil dann die Entstehung des Hügels unerklärlich bleibt. Auffallend ist das Vorhandensein der vielen kleineren und größeren Felssteine im See, die die Wandervögel sammeln und als Grundsteine zu ihrem Hüttenbau verwenden. Sie werden auch Findlinge genannt und sind meist granitischer Natur. Die Geologie weist nach, daß dieser Stein nirgends im nordwestlichen und nördlichen Deutschland, sondern in den Gebirgen Scandinaviens beheimatet ist. Nach dem Vorhandensein dieser Steine muß die Tätigkeit der Gletscher,

die nach der Gletschertheorie diese Gegend bedeckt haben, bei der Entstehung des Sees und des Hügels eine wichtige, vielleicht die Hauptrolle gespielt haben. Auch die nördliche Lage des Hügels scheint dafür zu sprechen.

De alten Leute in Wollingst und Osterndorf erzählen von einem ungerechten Richter, namens Kröger. Sein Haß galt den Adeligen, die er unbegründet richten ließ. Es lebte aber ein Gott, zu strafen und zu rächen. Die Strafe folgte ihm auf den Fuß. Er wurde in die Heide geschickt und mußte dort so lange bleiben, bis er sämtliche Heidekräuter gezählt hatte. Das ist ihm bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Er ist nicht zurückgekehrt, hält sich also heute noch im Wollingster, Osterndorfer und Appeler Moor auf. Am Tage läßt er sich nicht sehen. Abends, wenn es dunkelt und das Moor schwarz aussieht, kommt er hervor. Wer hätte die dunkle, geisterhafte Gestalt noch gesehen?

Noch eine zweite Strafe ist ihm für seine hier auf Erden begangenen Ungerechtigkeiten auferlegt: mit einem Eimer ohne Boden muß er den Wollingster See leer tragen. Er darf das Wasser nicht über den Berg in die Wiesen und das Moor gießen, sondern muß es teils in die Lüne, teils in die Weser bringen. Auch diese Aufgabe hat er bis zur Stunde nicht gelöst.

Das Amt Hagen im Laufe der Zeit.

Von Lehrer Schneider (Neuenlande).

(Nachdruck verboten.)

II.

Die hannoversche Zeit.

Während zur Schwedenzeit so gut wie gar nichts für das Land Hagen getan worden war, begann mit der hannoverschen Zeit ein Aufatmen der Bevölkerung. Man war darum bemüht, den Bewohnern die unendlich drückenden Lasten abzunehmen, ihnen ihr wandelbares Los zu erleichtern. Leicht war es für die neue Regierung auch nicht, denn ein Krieg folgte dem anderen. Auch die Söhne des Amtes Hagen zogen mit auf die fremden Schlachtfelder, um für ihr deutsches Vaterland ihren Mann zu stehen. Auch mit den Nachbarländern dauerten die Streitigkeiten fort, die schon zur Schwedenzeit begonnen hatten. So war in der Weser bei dem Dorfe Wurthfleth eine neue Insel entstanden, die bald des vielen Streites wegen den Namen „Streitland“ bekam. Heute gehört der größte Teil zu Oldenburg. Reibereien gab es allerorten, wohin man sah. Aber trotzdem nahm das Amt einen guten wirtschaftlichen Aufschwung, da eben die Bewohner den eingeführten Neuerungen nicht feindlich gegenüberstanden. 1743 schaffte man den sogenannten dritten Pennig ab. 1751 erhielten die Bewohner eine Entschädigung dafür, daß ihnen durch gewaltige Regenmengen der größte Teil der Feldfrüchte verdorben war. 1754 empfahl die Regierung den Anbau von Kartoffeln, die Anlage von Obstgärten und Fichtenholzungen. Die Schaf- und Viehzucht wurde gefördert, das Postwesen wurde weiter ausgebaut und vieles andere mehr.

Die Franzosenzeit.

Mit dem Jahre 1803 brach eine neue Fremdherrschaft über unsere Heimat herein, die Franzosenzeit. Nachdem das hannoversche Heer bei Wilsenburg kapituliert hatte, berief man alle „braven Hannoveraner“ nach England und bildete dort „des Königs deutsche Legion“. Diese Truppe kämpfte über 12 Jahre lang gegen den unersättlichen Napoleon, in einer Zeit, als sich fast ganz Europa dem Corven beugte. Diese Männer taten es nicht. Die Franzosen verachteten das Gleiche hier im Lande zu tun mit der Bildung der „französisch-hannoverschen Legion“. Sie hatten aber wenig Erfolg und versuchten nun mit Gewalt die im Fluß befindliche Bewegung, die gegen sie gerichtet war, zu unterdrücken. Das Gegenteil erreichten sie. Die Leute, die sich der deutschen Legion des Königs anschließen wollten, wußten ihren Weg auch trotz der größten Schwierigkeiten zu finden. Auf Umwegen, unter Ausnutzung aller möglichen Verstecke, gelangten sie doch zum Ziel. Überall, wo die Legion kam, führte sie einen schonungslosen Krieg gegen die Franzosen. Die Kämpfe fanden alle auf fremdem Boden, fern der Heimat statt, während der Franzose selbst den Heimatboden besetzt hielt.

Hannover selbst, also unsere Gegend eingeschlossen, war damals ein Spielball in der Hand Napoleons. Kurze Zeit wurde es preussisch, dann wieder französisch, schließlich gehörte es zum Königreiche Westfalen, kam dann wieder zu Frankreich. Ein dauerndes Hin und Her. Das Jahr 1812 brachte dann die Möglichkeit der Befreiung vom fremden Joch, die dann in den Befreiungskriegen verwirklicht wurde. Zur Franzosenzeit war fast jeder kleine Ort mit feindlichen Truppen belegt, die sich schon damals genau so benahmten, wie heute. Es waren ausgesprochene Tyrannen, die Vertreter der grande Nation. Sie waren alles andere, nur keine Träger der Kultur; sie sind es ja auch heute noch nicht. Man versuchte, sich für dauernden Aufenthalt einzurichten und alles zu französisieren. Man war auf dem besten Wege dazu, eine französische Provinz herzustellen. Aber das Volk bejahte sich auf sich selbst und schüttelte kurzerhand das Fremdjoch ab. Ehe noch Preußen den Krieg erklärt hatte, waren bereits russische Truppen zur Stelle. Offiziere der englischen Legion bildeten die neuen Truppen aus. Auch viele Leute des Amtes Hagen traten in die Reihen der Kämpfer ein. Leider war häufig die Bewaffnung völlig unzureichend, so daß in damaliger Zeit oft der Ausdruck Anipfelgarde zu hören war. Das Land selbst hatte in dieser Zeit große Lasten zu tragen durch die vielen Durchzüge fremder und einheimischer Truppen, die alle

verpflegt und zeitweise untergebracht werden mußten. Nachdem Hannover nun ein Königreich geworden war, blieb es ruhig im Lande, bis auf die Zeiten, wo auch die französische Revolution die Ausläufer ihrer Bewegung nach deutschen Landen schickte. Unsere Heimat selbst hat aber davon recht wenig gemerkt. Mit den Jahren 1866 wurde Hagen auch preussisch und die Bewohner standen tren zu Kaiser und Reich. Die Staleke verschwand und machte dem preussischen Adler Platz. Im Jahre 1885 ging das Amt Hagen als Verwaltungsbezirk ein und wurde dem neuen Kreise Verden angegeschlossen.

Die Staleke.

Das alte Wappen des Amtes Hagen zeigte in früherer Zeit einen Eichbaum, der von einem Baum umgeben war. Dieser Eichbaum, der ins Wappen aufgenommen wurde, war die sogenannte „Staleke“. Sie ist das merkwürdigste Denkmal aus uralter Zeit. Überall in unserer engeren Heimat trifft man beim Durchforschen der Geschichte auf Verhandlungen, Verträge, die bei der Staleke geführt oder geschlossen worden sind. Man nimmt an, daß der Baum, der heute wohl nicht mehr vorhanden ist, von vorgeschichtlicher Bedeutung anzusehen ist. Vielleicht auch der Ort Hagen selbst. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon die heidnischen Vorfahren einen Versammlungsort an dieser Stätte hatten. Es ist uns doch bekannt, daß sie ihre Opfer gern unter gewaltigen Baumriesen brachten, daß sie ihre Volksgerichte gleichfalls an solcher Stätte abzuhalten pflegten. Infolgedessen kann man hier in Hagen eine solche Opfer- oder Gerichtsstätte vermuten, die durch die Ueberlieferung von Generation zu Generation immer das blieb, was sie war. Erst die modernere Zeit nahm ihr die alte Bestimmung.

Das Volk der Osterstader war von jeher wie alle anderen deutschen Stämme ein freies Volk. Es regierte sich selbst und wußte nichts von einem Herrn, der es regierte. Sogar nach der Unterwerfung durch Karl dem Großen behielten sie noch viel von ihrer alten Freiheit, eine Art Selbstverwaltung. Besonders in Recht und Gericht der alten Zeit ist das deutlich zu erkennen. In alten Urkunden heißt es immer ausdrücklich: „Wir Richter sind das ganze Volk!“ Das Richteramte wurde von den Alten und Angesehenen verwaltet, die das Volk in öffentlicher Volksversammlung sich selbst wählte. Osterstade hatte damals seinen eigenen Geschworenen und sein eigenes Siegel, durch das alle Verträge und Urkunden amtlich bekräftigt wurden. Durch die Gewalttherrschaft Karls des Großen kam Osterstade, mithin auch Hagen, unter die Gewalt der Grafen von Stotel. Sie waren jetzt Richter und wurden in der Rechtsprechung von den Schöffen unterstützt. Beaufsichtigt wurden die Grafen wieder von den kaiserlichen Sendgrafen.

Unter der Staleke wurden die Gerichte abgehalten. Erwähnt wird aber die Staleke erst um 1248, zur Zeit Herbert II. von Stotel. Um diese Zeit trat derselbe die Vogtei Bramstedt an den Erzbischof von Bremen ab. Die Abtretungsurkunde wurde bei der Staleke unterzeichnet. Die Stelle, die sich auf die Eiche bezieht, lautet etwa: „Geschähen bei Schloß Hagen, nahe der Eiche, die der Volksmund „Staleke“ nennt, mündlich verhandelt am Tage der seligen Jungfrau, wie der Märtyrer. Im Jahre des Herrn 1248.“

Bis zum Aussterben ihres Geschlechtes sind die Grafen von Stotel stets Richter bei den Volksgerichten an der Staleke gewesen.

Das denkwürdigste Gericht, das ebenfalls stets unter dem Vorsitz der Stoteler Grafen dort abgehalten wurde, war das „Botting“. Nach Mithard war das Botting ein hartes Strafgericht mit vielen Formeln und großer Feierlichkeit. Es ähnelte den späteren Zengerichten. Demnach scheint es die höchste Gerichtsbarkeit auch über das Leben der Bewohner bedeutet zu haben.

Die Bottinge waren außergewöhnliche Gerichte, die außer der Reihe auf Ansuchen des Klägers „geboten“ wurden, daher „Botting“. Alle anderen Gerichte der Volksgemeinden fanden ungeboten zur bestimmten Zeit statt. Das ganze Land mußte Mann für Mann zu diesen Gerichten unter der Staleke erscheinen. Wer säumig war, wurde ziemlich hoch bestraft. Am Ende eines solchen Gerichtstages wurde „Mannszahl“ abgehalten, indem man jeden bei seinem Namen aufrief und so seine Anwesenheit feststellte.

Auch Hinrichtungen sollen zu Hagen stattgefunden haben. Die alte Hagerier Richtstätte soll zwischen Hagen und Dorfhagen gelegen haben auf einem kleinen Hügel an der Lüne. Um 1718 sollen noch dort drei Haufen großer Steine gelegen haben, von denen Trümmer noch heute zu finden sind.

Plattdeutsch vor 500 Jahren.

(Nachdruck verboten.)

In neuerer Zeit ist erfreulicherweise das Plattdeutsche wieder zu Ehren gekommen, nachdem es lange Zeit von den Gebildeten wie ein Stiefkind behandelt worden war. Es wird deshalb von Interesse sein, einmal den Wurzeln beider Sprachen, des Hochdeutschen und des Plattdeutschen kurz nachzugehen. Das Hochdeutsche ist aus Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung hervorgegangen. Durch diese verdienstvolle Tat hat der Reformator eine einheitliche deutsche Schriftsprache ins Leben gerufen, das Hochdeutsche. Es existiert also erst seit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Plattdeutsche ist viel älter, es ist höchstwahrscheinlich aus der Ursprache der in Niedersachsen ansässigen germanischen Bevölkerung hervorgegangen. Während es uns heute schwer fällt, Luthers Hochdeutsche zu lesen, verstehen wir das Plattdeutsche jener Zeit ohne weiteres. Dafür will ich einige

interessante Beispiele aus dem Jahre 1451 anführen. Der Kardinal Nicolaus de Cusa aus dem Erzbistum Trier predigte um diese Zeit herumziehend in deutschen Ländern, um zu einem Zuge gegen die Ungläubigen anzuregen. Dabei machte er die Erfahrung, daß das Volk recht wenig von Gott und der Christenlehre wußte. Um diesem Mißstand abzuhelfen, ließ er in den Kirchen Tafeln anbringen, auf denen das Vaterunser, das Ave Maria, der Glaube und die zehn Gebote geschrieben waren. Da das Volk aber nicht lesen konnte, wenigstens der größte Teil nicht, so wird diese Anbringung der Tafeln wahrscheinlich auch nicht viel gefruchtet haben. Eine dieser Tafeln hat noch im Jahre 1715 in der St. Lambertikirche in Hildesheim gehangen, wo sie der damalige Pastor Veselke abgeschrieben hat. Diese Tafel ist in plattdeutscher Sprache abgefaßt, sie lautet:

Dat Vater noster (Vaterunser).

Vader unser de du bist in den Himmelen: Gehüllet werde dyn Name: tokome dyn Ryk. Dyn Wille de werde also in den Himmelen und in der Erde. Unse begelike Brod gif uns hylte. Unde vorgif uns unse Schuld — alle wy of vorgeben unsen Schuldners: und enleyde uns nicht in Beloringe. Sonder lose uns van Quale. Amen.

Dat Ave Maria.

Begroet sytu Maria — vull Gnaden: de GHE is mot dy. Du bist gebenedyt boven allen Frunnen — und gebenedyt is de Frucht dines Lyves JESUS CHRYSTUS — Amen.

De Gelobe.

Ich love in GOD-ALTE: almehdechen Schipper des Himmels und der Erden: und in JESUS CHRYSTUM synen enigen Sone — unsen Heren — de entfangen is van den HYGHE GEGEST: geboren uth Marien der Jungfrunnen: de geleden heft under Pontio Pilato — gecrytget is: gestorven und begraven wardt: nedersteich to den Hellen: des derden Dages wedder upstund van den Doden: He is to den Himmelen gevaren: un syth to der vorderen Hand GODES des almehdechen Vaders: van dar is he wedder-komende — te rychten de Levendigen und de Doden. Ich love in den HYGHE GEGEST — de Hylgen Christene Kerke. Meynscup der Hylgen — Vorgevinge der Sünde — Upstandinge des Vlesches — und eyn ewig Leben. Amen.

Dat synt de Hylgen X. Bode GODES.

Boven alle Ding hebbe leff eynen GOD:
Nicht ydel — — noch nispott.
Vire de hylgen Dage alle Gader:
Ehre Moder und Vader.
Myt Willen edev myt Werke sta nemende dot:
Stel nicht viel heftu Not.
Buten dem echte do nene Unfuschet.
Segge van nemes Valscheit.
Begere nemendes Bedde-Genot:
Noch myt Unrechte nemedes Goet:
We nicht enhalt dyffe teyn Gebodt
De mag nimmer komen tho Godt.

Martens.

Kulturgegeschichtliches aus dem Jeberlande.

Jugenderinnerungen von Georg Janßen (Sillenstede).

(Nachdruck verboten).

Der Schreiber dieser Aufsätze, geboren und aufgewachsen auf dem jeberländischen Marschenhofs Wulfs-warfe, ist der Verfasser der Schriften „Naturphilosophie“ (1909), „Sillenstede im Jeberland“ (1916), „Zwölf heimatische Aufsätze“ (1918), „Aus großer Zeit“ (1920), „Vom Jeberländer und seiner Scholle“ (1921) und „Der Heimat-Mutterhof: Was uns Orts- und Flurenamen erzählen“ (abgeschlossen 1923); auch der Aufsatzreihe „Familienforschung“ in der Monatschrift „Die Tide“, fortlaufend seit Februar 1920.

1. Ein Sommervormittag im Bauernhause.

Morgens 4 Uhr: der Weder geht. Der Bauer, frisch erwachend, weckt — vom Bette aus — den in der Küche schlafenden Großknecht, dieser den bei ihm schlafenden Kleinknecht und die in einer besonderen Kammer schlafenden beiden Mägde. Großknecht, Kleinknecht und Kleinmagd gehen, die beiden ersten mit einem Joch und zwei Eimern behangen, über den hart getrockneten Kleinweg zur Weide, holen die Kühe nach vorn zum „Melksett“ und besorgen das Melken. Die Großmagd macht unterdessen zu Hause das Feuer an — es ist am vorigen Abend „eingeraakt“ —, räumt im Keller die Milch ab und bereitet im Badhause die Käseerei vor.

Auch der Bauer und die Bauersfrau stehen auf. Des Bauers erster Gang ist, draußen „ins Wetter“ zu sehen; soll doch heute wieder den eingefahren werden. Zum zweiten überschaut und zählt er vom hohen Warf aus seinen Viehbestand: möglicherweise ist ein Stüd in den Graben geraten, vielleicht auch eins in Nachbars Land oder umgekehrt.

Mit gefüllten und schaumbedeckten Eimern kommen die Melker nach Hause. Ja, Schaum muß es geben, denn wer nicht das feste Durchmelken versteht, hat zu erwarten, daß sein Tier nicht alles hergibt.

Nach dem Melken — es ist reichlich fünf Uhr geworden — gibt's Frühstück, bestehend in Kaffee und einer derben Schnitte Schwarzwild mit Butter und Käse. Inzwischen ist auch der Arbeiter an-

gekommen, der als Gegenleistung gegen vier Matt Uferheu vier Tage in der Ernte zu helfen hat, sowie der Zimmerlehrling, den der Meister seinen festen Kunden in broden Tagen zur Verfügung stellt. Beide nehmen mit am Frühstück teil.

Nach mehreren kleineren Arbeiten, darunter das Füttern der Schweine und der zur Mörung bestimmten Bullen, werden gemeinsam von den Mannspersonen zwei auf der Diele stehende, geladene Heuwagen, die gestern Abend unter der Molkzeit eingeholt sind, geleert und dann die Vorbereitungen zum heutigen Einfahren getroffen. Dieses kann nicht gar zu frühzeitig beginnen. Es hat nämlich über Nacht getaut und der Nebel muß erst vom Damp verpuffet sein, sonst könnte es später Schimmel oder sogar Selbstentzündung geben. Da können denn ohne Ueberstürzung noch erst die Kühe, die willig dem Rufe „Kumm Du — kumm Du — kumm Du“ folgen, umgeweidet werden, damit der Heuwagen ungehindert die Weide, die gerade vor der „Nehde“ liegt, passieren kann.

Um acht Uhr wird gegessen. Buttermilchbrei nebst Brot, Butter und Käse. Nach Beendigung geht der Großknecht mit Halfter, Tau und zwei „Rund um“ Brot hin, die beiden Arbeitspferde aus der Weide zu holen. Das eine begegnet ihm schon, gierig, von dem Brot zu empfangen und sich das Halfter anlegen zu lassen. Aber der Genosse, der hie „Frik“, weicht wiederholt aus. Er ist ein richtiger Frohkopf. Heute ist's auch besonders arg mit ihm, und es gelingt dem Großknecht nicht, ihn beim Halfter zu fassen, das er wegen seiner Eigenheiten ständig trägt. Schon muß der Bauer, der den Vorgang beobachtet hat, selber kommen und sein Heil versuchen. Und richtig — zu ihm hat der „Frik“ mehr Vertrauen, und er läßt sich fassen.

Nach dem Anschnüren fahren Großknecht und Großmagd auf's Feld, erster als Auflader, letztere als „Vader“. Bei ein- bis zweimaligem Zupacken ist ein Haufen verschwunden, denn, gestützt auf eine langjährige Erfahrung sind die Haufen recht klein und dabel mit schmalem Fuß angelegt. Der Windebaum schleppt beim Weiterfahren hinter dem Wagen her, dabei mit Vorliebe den Kindern als Reithof dienend. Schon werden auf dem angefüllten Fuder die „Boomlegger“ aufgebaut, der hintere höher als der vordere. Der Windebaum kommt hinaus, er wird vorn befestigt, das „Reep“ wird hinten hinüber geworfen, die Großmagd läßt sich an diesem herunter und gemeinsam wird angezogen und festgeschmürt. Der Großknecht fährt mit dem vollen Fuder nach Hause, während die auf dem Felde verbleibende Magd die aufgeladene Haufenreihe nachharkt.

Der Großknecht wetteifert mit dem gleichfalls einfahrenden Nachbar, damit er abends sagen kann: Ich hab' so und soviel Fuder mehr eingefahren und dazu noch so große, daß sie garnicht mal durch Nachbars „Burjerbürr“ gekommt hätten.

Auf der Diele besorgt der Kleinknecht das Abfacken, der Zimmermann steht im „Förkalt“ und die Kleinmagd wirft dem Arbeiter zu, der den sauer gewonnenen und wohlriechenden Schatz sorgfältig und dicht aufbaut („flect“). Nötigenfalls greift auch der alles überwachende Bauer mit ein, dabei einige Wiße vom verflochtenen Krugabend zum besten gebend. Denn auf jeden Fall — das verlangt die Ehre — muß der Wagen leer sein, wenn ein neues Fuder angefahren wird; und das ist nicht so einfach, wenn es bis hoch ins Dach des Hauses, bis in die „Dahnbalken“ geht.

Die sorgsame Bauernfrau aber hat neben der Hausarbeit ihren Jungen zum Schulgang abzufertigen, den Hund ins Rad zu führen, die Butter und den Käse zu verarbeiten, den 10 Uhr-Kaffee herzurichten und besonders das Mittagessen vorzubereiten, das kräftig und schmackhaft ausfallen soll. Um 12 Uhr stellt sie am „Hansack“ den „Wenker“, ein weißes Handtuch an einem langen „Pattstod“ befestigt, auf. Es ist das Zeichen, daß beim nächsten Fuder die Großmagd mit nach Hause kommen soll zum Mittagessen.

Der Bauer schaut dann und wann nach seinen „Jinnen“, ob sie auch schwärmen bei dem heißen Wetter. Wahrhaftig, da sitzt schon ein Schwarm ziemlich hoch im Birnbaum. Schnell die Kappe übers Gesicht, ein mit „Spielen“ durchkreuzter Dientkorb auf eine lange Forke gesteckt und dann mit einem Ruck den Schwarm hineinbugsiert.

„Tit to Eten!“ schallt die Stimme der Kleinmagd durchs Haus. Dampfend steht neben einem Teller mit Speck eine große mit Gemüse angefüllte Kanne auf dem Küchentisch.

Der Werber Schwanewert.

Von Heinrich Schanerte.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Novembernebel sich schwer auf das kalte Moor legen und die Bewohner der stillen Gehöfte sich um das flackernde Herdfeuer lagern oder im Abenddämmerdunkel nachbarlich zusammen sitzen, dann erzählt man sich allerlei Geschichten aus alter Zeit, und mancher gefürchtete Mann, der einst der Schrecken der Gegend war, wird in der Erzählung des Volkes zum murrstigen Spuk.

Am der oberen Ems und überhaupt im Mindener Lande übte zur Zeit des Preussenkönigs Friedrich Wilhelms I. nach einer dort noch sehr lebendigen Ueberlieferung ein gefürchteter Werber sein unsauberes Handwerk aus der „Schwanewert“ genannt, weil er aus einem im Mindischen gelegenen Gasthof zum Schwanenhand zu bekommen, fragte nicht nach ihrer Einwilligung und zahlte

auch nicht das übliche Werbegeld, ließ dieses vielmehr in seine Tasche verschwinden. Zahlreiche Geschichten über die Gewalttätigkeiten dieses Mannes sind noch heute im Volke lebendig, wobei es dahin gestellt sein mag, was geschichtliche Wahrheit und was Volksdichtung ist.

In Bintel überlistete Schwanewert einen langen Schäfer, indem er ihn überredete, seinen Schäferstock durch die Ellenbogen über den Rücken zu schleben. Als er nun versuchte, seine Hände vor der Brust zu fassen, fesselte man ihn mit einer Schlinge und führte den nunmehr ohnmächtigen Mann nach Bielefeld und dann nach Potsdam. Auch der lange Müller in einer Eismühle wurde von Schwanewert und seinen Genossen überwältigt, als er, todmüde von der nächtlichen Arbeit, die Tür öffnete.

Tragischer war das Schicksal des übergroßen Schreiners, bei dem Schwanewert einen ungewöhnlich großen Sarg bestellte. Bei der Abnahme des Sarges erklärte Schwanewert, der Sarg sei zu klein. Um das Gegenteil zu beweisen, legte sich der lange Sanderkmann hinein. Schnell schraubte nun Schwanewert den Deckel auf, aber der überwältigte Riese kam tot in Berlin an.

Ein Schäfer in der Bohrener Heide wurde von seiner Herde weggeraubt, nach Berlin gebracht und dort ausgebildet. Aber dieser schloß Freundschaft mit einem Brauknecht aus Potsdam, mit dessen Hilfe ihm die Flucht gelang. Der Knecht verbarg ihn in einem leeren Faß, schlug den Boden wieder hinein und fuhr dann mit seinen leeren Fässern nach Potsdam. Kaum war die Flucht bekannt, da wurden alle Glocken geläutet und die Truppen der Umgegend aufgeboten. Reiter hielten auch den Bierwagen an und ließen alle Fässer herunterwerfen; nur auf das letzte verzichtete man, da sich doch niemand mehr darunter versteckt halten konnte, und so kam der Schäfer wieder glücklich in seine Heimat.

Ganz abenteuerlich ist die Geschichte von Berndhinnerk aus der Warendorfer Gegend, der auf dem Felde geraubt und gebunden und dann durch Schläge im Eilschritt fortgetrieben wurde, bis er auf einen bereitstehenden Wagen geladen wurde. Man bot den Landsturm auf und beiseitigte die Emsbrücken, doch vergebens. Auf einsamen Wegen ging es im Trab gen Halle im Mübischen bis zur Schwanewertschmiede, der Wohnung des Werbers. Dort wurde Raft gemacht und Berndhinnerk solange gequält, bis er den Werbevertrag unterschrieb; dann wurde er an die Werbestelle in Minden abgeliefert. Berndhinnerk zog mit in den siebenjährigen Krieg, sann aber immer auf eine Gelegenheit zur Flucht. Nach der Schlacht bei Kollin gelang es ihm endlich, mit vierzig Kameraden zu entkommen. Bei Nacht marschierten sie, und am Tage verbargen sie sich im Walde. Ein Pfarrer zeigte ihnen auf der Karte den Weg. Nahelang hatte die Familie von dem geraubten Sohne nichts gehört. Eines Abends aber kam er heim und setzte sich, ohne sich erkennen zu geben, zu seinem Vater ans Herdfeuer und fragte, ob er übernachten könne. Die Mutter in der Spinnstube hörte das Gespräch und sagte: „Der hat ja eine Stimme wie Berndhinnerk, ich will sehen, wer es ist.“ Sie erkannte ihn sofort. Die Freude des Wiedersehens war groß, doch Berndhinnerk war durch die harte Soldatenzeit gebrochen an Körper und Geist.

Zu dem langen Küster kam Schwanewert als Frau verkleidet mit der Bitte, ein Paket gegen ein gutes Trintgeld zum Nachbarort zu bringen. Der Küster ging darauf ein. Als sie aber einen Zaun übersteigen mußten, bemerkte der Küster, daß die Frau Mannshosen trug. Da er Verdacht schöpfte, warf er das Paket fort und ergriff die Flucht. Schwanewert rief ihm nach: „Ich kriege dich doch noch!“ Ob er das später wahrgemacht hat, ist nicht bekannt geworden.

Nicht immer glückte dem Schwanewert sein Menschenraub. Auf einem Bauernhose im Münsterlande holte er des Nachts einen langen Bauernburschen aus dem Bette und steckte ihn in den Wagen. Doch der Vater setzte mit den Diensthoten dem Wagen nach; dem alten Vater wurde im Kampf mit dem Räuber ein Daumen abgeschlagen, aber seine Knechte und Mägde hieben so mächtig auf ihn ein, daß er den Sohn herausgeben und eiligst flüchten mußte.

Es ist nicht zu verwundern, wenn ein solch gefürchteter Mann noch lange in der Erinnerung des Volkes lebte und sich allerlei Weiglauge um ihn wob. Man erzählt sich, er sei tugendlicher gewesen; als er sich mit seinen Genossen einst vor den erzürnten Bauern in einen Busch flüchten mußte, flüsterte ihm einer seiner Begleiter zu: „Schwanewert, da knack wieder was“, nämlich ein Gewehrhaub; er erwiderte jedoch ganz ruhig: „Dieser Haub heißt nicht.“ Doch das ist spätere Volksdichtung; in Wirklichkeit ereilte Schwanewert bei einem seiner Raubzüge die verdiente Strafe für sein verbrecherisches Treiben. Er besand sich mit seinen Leuten im Klosterbusch bei Herzbrock. Mählich sagte er zu diesen: „Nehmt euch in acht, ich höre einen Haub schnaden.“ Kaum hatte er dieses gesagt, da traf ihn eine Kugel und er sank zu Boden. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Jetzt habe ich genug geholt.“ — Die Bevölkerung atmete froh auf, ein drückender Alp war von ihr genommen.

Keine Gestalt des stillen Moores und der Heide war so geeignet, am winterlichen Herdfeuer und bei den Spinnabenden mit gruseligem Schut umkleidet zu werden, als der gefürchtete Schwanewert. Er hatte ja während seines Erdendaseins den Menschen viel arges Leid zugefügt und darum mußte ihn nach der Volksanschauung die verdiente Strafe treffen. Ruhelos muß er als finstere Spinngestalt, als schwarzer Hund mit tellergroßen Augen, um die Geisterstunde die Orte seiner Schandtaten durchwandern, er muß jipfen.

Menschen, Tiere und Geräte im niederdeutschen Sprichwort.

4. Jungvoll.

Gisst Gott Jungens, denn gisst he net Budsen.

'n Sus bull Dochters is as'n Keller bull sur Beer!

Deern's deever beertig in Nöben achter Fastelnacht hebbt tien Smaad mehr.

Deerns un Mäse maakt kahle Hüse.

Ja weet ni, sä dat Mäten, un wull nich ja seggen.

Wat jung is, dat spält geern; wat old is, dat nält geern.

Jung, snut di und giff den Herrn Pastor de Hand un segg: go'n Dag, Du Schapstopp.

Wenn een man jung is, sä de oll Junffer und sprung: oewer'n Strohhalm.

Je länger Junggefell, je deeper in de Höl.

Kunst und Literatur.

Plattdeutsche Aufführung in Schwerin.

Die vierte Aufführung galt dem Erstlingswerk eines plattdeutschen Dichters, den man sich aus dem eigenen Hause rief. Denn der Autor, Richard Spethmann, ist zugleich Regisseur und Schauspieler des Landestheaters und Bahnbrecher für die plattdeutsche Bühnenkunst, der auch sein Fünftakter „Nordwest“ Geltung verschaffen will. Sein Stück ist nicht das vielgesuchte Neue im plattdeutschen Drama, aber es ist Gutes verheißender Lustakt für den Autor und die Kunst. Der Autor war zugleich Regisseur und Hauptdarsteller; von diesen drei „Rollen“ wurde die des Regisseurs am besten gelöst. Das Stück, das diesen Monat noch in Hamburg aufgeführt wird, und von einer Reihe Bühnen angenommen wurde, fand die Zustimmung des vollbesten Hauses, und der Autor konnte oft frohbewegt vor der Rampe erscheinen.

Plattdeutsche Neuerscheinungen.

Zwei plattdeutsche Schriftsteller unserer näheren Umgebung haben unsere muttersprachliche Literatur durch wertvolle Gaben bereichert. In erster Linie nenne ich Heinrich Carstens, Bremen, diesen nunmehr Sechzigjährigen mit dem sonstigen, schönheitsdürstigen Blick und dem kindlich-frohen Gemüt, der durch seine Heimatverehrung neben „Vadder Warte“ einen höchst anregenden Faktor im plattdeutschen Verein Bremen bildet. Sein „Wahr di dat Harte jung“ gibt uns seine ganze Seele. Es ist zur Hälfte hochdeutsch und leitet uns in diesem Teil durch die nähere und weitere Umgebung Bremens, öffnet uns Auge und Herz für die Sprache der Natur in Lust und Leid, daß wir voll Andacht bekennen müssen: Traute, niederdeutsche Heimat, wer dich erkannt hat, muß dich lieben. Der plattdeutsche Teil führt uns hinein in die drolligsten Zufälligkeiten des niederdeutschen Volkslebens, daß wir bald über, bald mit jenen Gestalten herzhaft lachen, die uns in Dorf und Stadt nur zu oft begegnen. Das ganze ist durchsetzt von Gedichten, die nur einem wahren Poetenberzen entquellen können.

Professor Friedrich Wellmann, Bremen, der sich bereits unter den Naturfreunden durch sein Büchlein über Niedersachsens Vogelwelt begeisterte Freunde erworben hat, beweist in seinem „Wat so de richtigen Jägers sünd“, daß er bei seinen „vogeligen“ Streifzügen einen köstlichen Humor gepflegt hat. Und wenn er in seiner behaglichen oldenburgischen Breite von „Bultreden“ oder von „Opa Didi sien Blindarm“ plaudert, dann fällt es uns gar nicht ein, das Büchlein „unerledigt“ aus der Hand zu legen. Und mit diesem lebensbührenden Lockmittel führt er uns denn auch auf gut plattdeutsch in das Leben unserer heimatischen Vogelwelt, für die wir leider bisher gar zu blind waren.

Heinrich Rahmeyer.

Bermischtes.

+ Der Bischofer Brantzug. Bei Bisbeck in Oldenburg finden sich in der Heide zwei merkwürdige Steingruppen. In zwei Reihen nebeneinander liegen etwa 100 große Steine, und nicht weit davon liegen in einem länglichen Viereck ebenfalls etwa 100 Steine, die Volkslage hat für diese Steingruppen, die ebenso wie die bekannte Wlchowener Steingruppe sicherlich eine alte Opfer- oder Versammlungsstätte darstellen, eine romantische Deutung gefunden. Einst soll ein Müller in jener Gegend seine schöne Tochter an einen ungeliebten Mann haben verheiraten wollen. Schon näherten sich die beiden Brautzüge, der der Braut und der des Bräutigams einander, da soll das unglückliche Mädchen den Wunsch getan haben, der Himmel möge sie, ehe er eine solche Verbindung zulasse, eher zu Stein verwandeln. Kaum hatte sie das ausgesprochen, da trat die Verwandlung ein. Aber nicht nur sie, sondern der ganze Brautzug, ihrer wie der des Bräutigams, wurde zu Stein verwandelt.